

Wesensunterschied ab, der von tiefer Bedeutung wird. Und das ist ja der wahrhaftige Ewigkeitswert der lyrischen Kunst, daß sie mit einem Gedicht, möge es auch nur vier Zeilen haben, den ganzen Gedanken- oder Stimmungsinhalt einer Generation verkündet und in ihren engsten Formen Menschheitsmonumente errichtet; es liegt freilich Wehmuth darin, denn es sind eigentlich immer die herrlichen Grabdenkmäler jener unendlichen *Via appia*, die wir Leben und Vergangenheit nennen. Das Gedicht aber, das wir meinen, sagt folgendes: die Seele sucht ihre verlorene Heimat in einer dunkeln Zukunft; die Geliebte, an deren Brust das ungetreue Herz des Sehnenenden schlägt, sie wußte nicht die Kraft zu bändigen, die diese Seele zu ihr trieb und nun wieder von ihr scheucht.

Tu n'as plus de mystère au fond de ton sourire.  
Nous le connaissons trop, pour jamais revenir.  
Voilà pourquoi je veux partir."

Sie hat zu viel geweint, als daß ihre Thränen noch Schönheit bedeuteten, nicht klagen dürfe sie, wenn die nachtgewohnten Augen den Tag begehren und die ruhmübden Füße Durst haben nach Schritten. Es gilt von der Schönheit scheiden, ehe sie stirbt. Treulose Liebe aus Treue zur Schönheit:

"N'eut on que le respect de celle, qui fut belle,  
Il faudrait s'épargner de la voir se flétrir,  
Puisque Dieu ne veut pas, qu'elle soit immortelle.  
Voilà pourquoi je veux partir!"

Dann ein Gegenstück, die Rückkehr, von einem so leisen, milden, wehmüthigen Reiz, daß man fast kein gebräuchliches Wort findet, es zu bezeichnen, als davon zu sagen, es sei — deutsch . . . „o, wie du alt geworden bist, nicht daß du minder schön, wie einst, deine erhabene Stirn trägt keine Spur der harten Jahre, vielleicht blüht die Rose deiner Lippen ewig, denn weder Küsse noch Thränen brachten sie zum Welken. Und doch, wie du alterst! Ich finde dich, wie einst nach zweien Jahren fremden Fernseins, du liegst an meinem Herzen und das deine hebt, dein Herz hebt — und z w e i f e l t. Armes Kind, du bist gealtert!" . . . Das ist eine wunderbare Keuschheit und eine Verschlossenheit des einsamen Leidens, sie ist der unvergängliche Reiz dieser wenigen Gedichte, von denen man mit Bewunderung einsteht, wie sie mit Recht der Menge entzogen, nur wenigen Freunden gegönnt waren. Mit purpurfarbener Tinte schrieb der Getreue A. G. Trébutien diese Verse auf Pergament, die schmerzlichen Zeugen eines erhaben-einsamen Lebens. So bilden diese Strophen völlig die seltsam mächtige Gestalt, die schon aus den Romanen hervortritt; sie sind wie das letzte Werk eines Malers an seinem Gemälde, — der Blick der Augen, der die Seele verräth. In den epischen Sachen zeigt sich die heroische Natur, aus einem leeren Leben seiner blaffen Zeit in die Vergangenheiten und Fabelreiche gewandt, voll Sehnsucht nach That und Kraft, in diesen Gedichten aber der Glanz eines sinnenden Auges, das in die eigene Seele schaut, in der viel Mildes ruht.

Genug! Also haben diese Verse etwas Erlauchtes und zugleich Demüthiges, eine dunkle Schönheit; hinter den Worten ist noch unendliches, ungesagtes, aus jedem blickt eine starke und wieder müde Seele und jedes Gedicht ist wie ein Erröthen vor Scham, sich zu offenbaren. Daß aber eben jedes wie ein Erröthen tiefe Wahrheiten der Seele offenbart, macht die Größe dieser heimlichen und keuschen Verse aus.

Otto Stoepf.

## Von Büchern.

Bleibt man jetzt, durch die heiße Stadt schlendernd, vor einer Buchhandlung stehen, um sich das Neueste anzusehen, so muß man erschrecken. Welche Massen! Absurd bemalt, wild verschmückelt, bald zu schmal, bald ganz breit, immer seltsam an Form und Farbe — so schreien sie uns wie zudringliche Bettler an. Es wird einem wirklich angst. Wer soll denn das alles lesen? Es scheint, daß jeder Deutsche heute schreibt. Wie man sonst zur Erholung gelesen hat, so wird jetzt geschrieben. Keine Leser mehr, alle sind selbst Autoren geworden. Wie wird das enden, was wird das werden? Zunächst wohl ein großer Krach der Literatur; es wird unmöglich werden, als Autor von der Literatur zu leben. Ich sage mit Bedacht: als Autor. Denn die Verleger haben sich vorgesehen, indem es ihnen gelungen ist, ihr Geschäft allmählich auf die andere Seite zu legen. In der That sehen wir nach und nach den Autor, der Honorar verlangt, das der Verleger vom Publicum hereinbringen muß, immer mehr aus der Mode kommen. Er wird durch den Liebhaber und Dilettanten verdrängt, der Honorar bezahlt, nicht bloß für den Druck und die Spesen, die der Verleger mit der Reclame und sonst hat, sondern auch noch extra für die Ehre, überhaupt erscheinen zu dürfen. Diese machen jetzt das eigentliche Geschäft der Verleger aus, die es ganz zufrieden sind: nun ist es gar nicht mehr nöthig, daß ein Buch gekauft wird; bevor es in die Druckerei kommt, hat der Verleger bereits seinen Profit in der Tasche. So tauchen am Ende unserer Entwicklung zwei „Errungenschaften“ der neuesten „Cultur“ auf, die man niemals gekannt hat: der Theaterdirector, der von den Gagen lebt, die ihm seine Schauspielerinnen zahlen müssen, und der Verleger, der von den Honoraren reich wird, die ihm seine Autoren leisten.

Betrachten wir, wie die Werke solcher Dilettanten aussehen, so müssen wir zugeben, daß sie nicht unerfreulich sind. Sie beweisen, daß es bei uns in den letzten zehn Jahren besser geworden ist. Alle Welt kann nämlich jetzt schreiben, sogar die Dilettanten; bis vor zehn Jahren konnten es nicht einmal die Autoren. Man lese einmal ein berühmtes Buch der Sechzigerjahre, wie schlecht ist das „gemacht“! Eine anständige Technik hat man damals für ein Privileg der Franzosen gehalten. Man hatte Ideen, man fühlte groß, aber es gelang nie, dies zu gestalten. Heute haben endlich auch die deutsch Schreibenden gelernt zu können, was sie wollen. Es gibt eigentlich keine schlechten Bücher mehr. Jeder Gebildete beobachtet gut, hat seine Gedanken dabei und weiß, was er gesehen oder erlebt hat, in einer anständigen Form, ja oft virtuos darzustellen. Eine Novelle zu schreiben, die gewisse impressivnistische Novelle, die nur die Skizze einer Stimmung oder Laune sein will, ist heute den meisten so geläufig, wie es früher der lateinische Aufsatz war. Nun, das muß man ja loben. Aber was hat die Literatur eigentlich davon? Ist sie dadurch reicher geworden? Daß sie sich freuen, daß heute schon jeder Commis zur Noth ein leserliches Feuilleton oder Verse, die von Fulda sein könnten, zu „dichten“ vermag?

Ich weiß es nicht. Ich weiß wirklich nicht, ob es zum Guten oder zum Bösen wirkt, daß die Literatur ein gemeiner Sport geworden ist, den sich am Sonntag jedermann erlauben darf. Ich weiß nur, daß man sehr traurig wird, unbeschreiblich traurig und müde, wenn man eine Zeit lang solche Bücher liest, die ganz anständig, aber eben nichts als bloß anständig sind. Mir geht es mit den Manuscripten so. Junge Leute schicken mir ihre Werke ein, meistens Novellen, leider auch Stücke; ich soll sie prüfen und dann sagen, ob sie Talent haben, dies ist der Refrain aller Briefe. Ja, Talent! Was ist denn Talent? Alle jungen Leute schreiben heute in einer correcten und manstößigen Weise. Man kann nie sagen: das ist schlecht. Sie machen keine Fehler, sie wissen genau, wie man sich seine Sache eintheilt; sie bereiten klug vor, sie führen angenehm ein, sie schließen mit Geschmack ab. Sie wählen die besten Adjective; sie haben gelernt, auf die kleinen Züge zu achten. Sie haben alles gelernt, was zum Metier gehört. Aber haben sie deswegen Talent? Dann hat heute jeder Gymnasiast Talent; dann gibt es heute überhaupt keine Leute ohne Talent mehr. Und dann ist das Talent doch eigentlich nichts mehr wert. Ich weiß wirklich oft nicht, was ich den jungen Leuten antworten soll. Darf man sie ermuntern? Diese Hunderte und Tausende ermuntern, die brave und tüchtige Bürger werden könnten? Was haben wir davon, wenn es noch um ein paar Tausend Dilettanten mehr geben wird? Soll man ihnen abrathen? Aber wie denn? Ihre Sachen sind ja nicht schlecht, leider nicht. Ich kann einem doch nicht schreiben: Die Novelle, die Sie mir schicken, ist sehr gut, deshalb warne ich Sie, ich glaube nicht, daß aus Ihnen etwas wird. Man würde mich schön auslachen. Ich sollte aber nicht feige sein und die Leute lachen lassen. Ich bin nämlich überzeugt, daß mein Gefühl recht hat. Mein Gefühl ist, daß aus allen diesen braven Technikern, die mit zwanzig Jahren schon „reif“ sind und alle Künste in der Hand haben, nichts wird. Ein Talent fängt nicht „fertig“ an. Es sucht, es irrt, es schlägt aus. Es kennt sich selbst noch nicht; es weiß nicht, was es will: es hat nur einen ungeheuren Drang zu explodieren. Es schreibt vor allem, sagen wir es endlich heraus: es schreibt vor allem schlechte Bücher. Das heißt: Bücher, die ahnen lassen, daß ihnen andere folgen müssen, an denen man sie jetzt schon mißt und an denen man sie für schlecht erkennt; Bücher, die man in der ersten Wuth um die Erde haufen möchte, so empörende Bücher, daß man ihren Namen gar nicht ohne Entrüstung aussprechen kann. So ein Buch wünsche ich mir. Ein schlechtes Buch, den Lorbeer für ein schlechtes Buch, habe ich, wie oft!, bei mir ausgerufen. Aber das kann ich doch den jungen Leuten nicht schreiben!

Nun wird man verstehen, warum ich mit Leidenschaft ein Buchlein verteidige, das sich den Zorn aller gescheiterten Leute zugezogen hat. Es heißt „Die Barrisons, ein Kunsttraum“\*) von L. L. Heine in der laiciv schwermüthigen Weise dieses mächtigen Künstlers auf das Geistreichste illustriert. Sein Verfasser nennt sich Pierre d'Albecq, aber man merkt bald, daß dieser französische Vicomte nur eine Maske des angeblichen Uebersetzers ist, des jungen Wieners Anton Lindner; manche sind darüber sehr böse geworden, mich hat der gute Spass amüsiert, der mit Behagen und nicht ohne eine zierliche Drolerie getrieben ist. Das Ganze hat mir eine große Freude gemacht: denn da ist endlich das schlechte Buch, das ich mir so lange gewünscht habe. Wirklich ein schlechtes Buch: falsch im Ton, wie mit einer mutierenden Stimme, hochtrabend, aufbrausend, unangenehm und confus, gewiß. Es hätte eine gute Studie werden können oder ein schöner Hymnus, aber es hat sich nicht entscheiden wollen. Eine gute kritische Studie, den Gedanken ausführend, woher die Macht der Barrisons über die Sinne und Nerven der heutigen Europäer kommt: weil ihre neue und perverse Annuth das Tiefste und Heftigste unserer geheimen Wünsche trifft; an ihnen findet der gemeine Mann auf eine vulgäre Weise daselbe, was unsere großen Künstler bei sich suchen. Oder ein schöner Hymnus, der Lobgesang eines Verachteten und Verzüchteten an die edle Kraft, der er seinen Tumult verdankt. Aber es ist drei Zeilen dieses, um dann drei Zeilen jenes zu sein, so wirkt es uns hin und

\*) Berlin, Schuster & Köppler, 1897.